Aschenbrödel.

Skizze von A. Rittweger.

Sie war kein Stiefkind, wie Aschenbrödel im Märchen, sie hatte einen rechten Vater und eine rechte Mutter. Sie war nur ein Stiefkind der Natur, die kleine Martha, ein häßliches Geschöpfchen, nicht liebenswürdig, nicht drollig. Es gab keine niedlichen Anekdötchen von ihr zu berichten, wie von den meisten kleinen Kindern. Ganz anders war sie, als ihre Geschwister, die alle geistig und körperlich glücklich begabt waren.

Millas goldblondes Haar und ihr schimmernder Teint waren eine Sehenswürdigkeit. Oskar, der außerordentlich musikalisch, hielt von kleinauf mit seinem Talent die ganze Verwandtschaft in Athem. Fritz, geistig hervorragend, war in der Schule stets der Erste.

Und Evchen, das Nesthäkchen — so was gab's überhaupt nicht mehr!

Unter diesem außergewöhnlichen Geschwisterkreis wuchs Aschenbrödelchen unbeachtet auf. Sie war ein ganz wunderliches Persönchen, klein, mager, mit einem ältlichen Gesicht; sie trug noch kurze Röckchen, als ihre Stirn schon gefaltet war.

Die Eltern gaben sich nicht die Mühe, die Eigenart des scheuen Kindes zu studiren. Es war zu uninteressant. So drückte unbeachtet sich Martha umher, immer ängstlich bemüht, Niemand zu stören, dabei aber, sobald sie dazu fähig war, unermüdlich sorgend für Aller Behagen. Ganz in der Stille. Milla merkte gar nicht, daß Aschenbrödel ihre Schulfächer in Ordnung hielt, und der geniale Oskar wäre sicher jeden Tag zu spät zur Schule gekommen, wenn Martha ihm nicht stets am Abend alles zurecht gelegt hätte. Sie kannte seinen Stundenplan auswendig und sie packte vor Schlafengehen seine Bücher zusammen und ergänzte die fehlenden Löschblätter in den Heften. Dann sah sie seine Kleider nach und flickte ihm die abgerissenen Knöpfe an.

Mama war so sehr in Anspruch genommen durch gesellige Pflichten, die konnte das nicht alles so beobachten, und dann gab's früh immer einen solchen Aufstand: Rufen und Schelten, und das war Martha schrecklich.

Dem lustigen Franz konnte sie wenig zulieb thun, der wurde selbst fertig. Nur ihre Sparpfennige opferte sie ihm gern, denn er reichte nie mit seinem Taschengelde. Sie schob ihm ganz heimlich von dem ihren in die Tasche; um die Welt nicht hätte sie es offen gethan. Das hätte ja ausgesehen, als sollte er sich bedanken, da hätte sie sich wirklich schämen müssen. Sie brauchte ja für sich fast kein Geld.

Evchen machte ihr am meisten zu schaffen. Die Kleine hatte zwar einen hellen Kopf, aber lernen mochte sie durchaus nicht. Da saß Martha am Abend oft stundenlang und rechnete mit ihr und überhörte Gedichte und Vokabeln und sah den Aufsatz durch, und zuletzt, wenn das süße Geschöpfchen schlaftrunken wurde, dann half sie ihr bereitwillig beim Ausziehen, und dann, wenn das hübsche Kind in den Kissen ruhte, dann wagte es die häßliche Martha, die seidigen Haare zu küssen und ihre magere Wange an das rosige, weiche Gesicht zu drücken.

Für die Eltern konnte Martha nicht viel thun, dem Vater die Zeitung neben die Tasse legen und den Aschbecher und die Streichhölzer bereit stellen, was das Stubenmädchen stets vergaß; in aller Frühe aufstehen und den Geschwistern die Butterbrode für die Schule fertig machen und sorgen, daß alles hübsch leise zuging, damit Mamas Schlummer nicht gestört wurde, sonst nichts.

Daß sie bei all diesen Diensten auf ihre eigenen Schularbeiten nicht genug Zeit verwenden konnte, that ihr zwar leid, aber es ließ sich nicht ändern.

Und auf sie kam's ja auch nicht weiter an. Fielen ihre Censuren mäßig aus, dann lächelten die Eltern, wenn sie gut gestimmt waren, nachsichtig, so, als wollten sie sagen: Gott, es handelt sich ja nur um Martha, das arme Kind kann's nicht besser.

Sonst aber hieß es:

„Weißt Du, Martha, Du dürftest Dich schon etwas mehr anstrengen. Wer so wenig Aeußeres hat, sollte doppelt bemüht sein, etwas Tüchtiges zu lernen. Nimm Dir ein Beispiel an der kleinen Eva."

Daß die kleine Eva ihre guten Censuren nur der Schwester zu danken hatte, das wußte Niemand, es dachte wenigstens Niemand daran.

Die Schulzeit ist vorüber. Martha ist kein fröhlicher Backfisch und sie hat keine Blüthezeit.

Milla verlobt sich und Martha darf fleißig an der Aussteuer arbeiten. Mama kann das Sitzen an der Maschine nicht vertragen, und Millas Zeit gehört der Pflege ihres schönen Körpers und dem Bräutigam.

Oskar ist auf dem Conservatorium; er schickt alle drei Wochen seine Wäsche nach Hause. Martha plättet sie und bessert alle Schäden aus. Wer ihm das so nett besorgt, das erfährt Oskar gar nicht. Er bedankt sich stets bei der geliebten Mama, die für ihren „Künstlersohn" ein ganz besonderes Faible hat.

Franz, der Primaner, giebt dem Aschenbrödel jetzt besonders viel zu rathen auf. Weiß sie, daß er Abends heimlich kneipen geht, dann wacht sie in ihrem kleinen Hinterstübchen, welches zugleich als Garderobe dient, bis er zurückkommt. Hört sie endlich seinen Schritt auf der Treppe, dann öffnet sie ihm die Flurthür so leise als möglich. Papa soll nichts merken.

Nun ist auch das Nesthäkchen kein Schulmädel mehr, sondern ein reizender Backfisch, der zur Tanzstunde geht. Das giebt wieder eine Menge Arbeit für Martha. Evchen trägt stets weiße Kleider und sie zieht jedes nur einmal an. Dann muß Martha es frisch machen. Evchen ist der Stern der Tanzstunde und ihre reizenden Toiletten werden stets bewundert. Es sind ganz einfache Stoffe, aber so besonders sauber hergerichtet. Und immer hat sie eine frische Rosenknospe im Gürtel.

Martha zieht an ihrem Fenster jahraus, jahrein Monatsrosen und gern schneidet sie der lieblichen Schwester die schönsten ab.

Milla kommt mit ihrem Baby zu Besuch. Die ganze kleine Ausstattung hat Martha gestickelt; Nächtelang hat sie dabei aufgesessen.

Der ganze Haushalt ruht jetzt auf Aschenbrödels schmalen Schultern, die sich unter der Last schon fast nach vorn neigen. Die Mama ist so nervös; sie braucht ihre Kräfte für die Geselligkeit. Und das Leben ist so theuer; man kann keine Köchin mehr halten, da ist's gut, daß Martha, die sonst doch zu nichts zu gebrauchen ist, sich „wenigstens" auf diese Art nützlich machen kann. Auf jugendliche Freuden hat sie bei ihrer äußeren Erscheinung und bei ihrem scheuen Wesen ja doch keinen Anspruch. Man würde sie zeitlebens im Haus behalten müssen.

Zur Ausbildung für einen Beruf ist sie nicht begabt genug. Es ist wirklich traurig für die Eltern, eine Tochter zu haben, die eine alte Jungfer werden wird. An eine Heirath ist ja nicht zu denken.

Martha wird keine alte Jungfer. Es kommt ein Erlöser für sie. Kein Prinz, wie im Märchen — Aschenbrödel ist ja nicht schön — sondern der große Erlöser Tod. Noch nicht 25 Jahre alt, legt sie sich hin und stirbt. Gerade als Evchen Hochzeit gehabt hat mit dem Mann, den die stille, talentlose, häßliche Martha im tiefsten Herzen geliebt, bei dessen Schritt sie innerlich gezittert hat, dessen Stimme sie erbeben ließ und der sie so wenig je beachtet hat, wie die Anderen es gethan. Ja, ein paar Tage nach dieser Hochzeit stirbt sie. Es ist eigentlich rücksichtslos, daß sie gerade jetzt stirbt.

Mama hat eine Badereise so nöthig — nun verschlingen die Kosten der Beerdigung einen Theil der verfügbaren Mittel. Die lebende Martha hat so verschwindend wenig gebraucht, hat immer vorlieb genommen mit dem, was übrig war. Die todte Tochter des angesehenen Hauses muß doch standesgemäß begraben werden!

Und wer soll nun den Papa versorgen? Und Milla hat ihre zwei Kinder da lassen wollen. Sie sind so lebhaft, und die schöne Mutter fürchtet, zu schnell zu verblühen, wenn sie sich nicht zwischendurch etwas entlastet.

Später wollte Oskar kommen, um in häuslicher Pflege eine größere Composition zu vollenden. Franz, der sehr flotte Student, hat im Stillen auf Marthas Sparpfennige gehofft — er steckt immer in Schulden. Hätte er nur eher gesprochen!

Es herrscht wirklich in der ganzen Familie aufrichtige Trauer darüber, daß ein Dasein ausgelöscht ist, auf welches kein Mensch je Werth gelegt hat. Man hat die häßliche Martha bei Lebzeiten mit in den Kauf genommen, so gewissermaßen als nothwendiges Uebel. Nun stört ihr Tod alle Pläne und Berechnungen, und man ist geneigt ihr zu zürnen, daß sie so zur Unzeit gegangen ist.

Die entfernteren Bekannten der Familie sind ganz überrascht von der Todesanzeige. Sie haben gar nicht gewußt, daß da noch eine Tochter gewesen ist, außer Milla und Evchen, so ein Aschenbrödel.

Niemand weiß, daß dieses Aschenbrödel der gute Engel des Hauses gewesen ist. Nicht einmal die Eltern und die Geschwister haben es gewußt. Niemand hat ihr je ein anerkennendes Wort gesagt. Niemand hat geahnt, daß ein junges, warmes, liebebedürftiges Herz in der unscheinbaren Hülle geschlagen hat. Und nun grollen sie dem Aschenbrödel, daß es gewagt hat, dem Ruf seines Prinzen zu folgen und an seiner Hand aus einem Leben voll Mühe und Arbeit und Herzenseinsamkeit in ein lichteres Dasein zu flüchten.

Selbstverrath.

„Du, Lisette, ich glaube, der Herr auf No. 12 ist ein großer Freund vom Kneipen."

„Ach, das ginge noch, wenn er nur nicht immer küssen wollte."

In Vertretung.

Humoreske von Julius Knopf.

Als der junge Doktor Paul Schröder bei seinem Freunde, dem Schriftsteller Hans Erhard eintrat, blieb ihm der Glückwunsch in der Kehle stecken.

„Herr Gott," platzte er heraus, „ich komme, um meine Antheilnahme an Deinem Erfolge zu bethätigen, und Du machst ein Gesicht, als wenn Dein neuestes Trauerspiel im Hoftheater zu Krojante mit Glanz durchgerasselt wäre."

Der junge Schriftsteller beachtete die spöttische Rede seines Freundes nicht, sondern ging grimmig im Zimmer auf und ab.

„Na, was ist Dir denn eigentlich?" fragte der Freund endlich. Da blieb Erhard vor dem Arzte stehen und seufzte:

„Ich bin in einer verzweifelten Stimmung. Denke Dir also: Der Männergesangverein von Rummelsroda schrieb einen Preis für das beste lyrische Gedicht aus. Ich bewarb mich und erhielt den Preis."

„Ich weiß," fiel der Doktor ein, „trotzdem Dein Gedicht, unter uns gesagt, nicht viel taugte."

Der Schriftsteller lächelte: „Das ist immer so; bei Preisausschreiben werden die guten Arbeiten niemals prämiirt; aber höre weiter: der Preis besteht in einem freien vierwöchentlichen Aufenthalt in Rummelsroda und in baaren fünfhundert Mark. Diese, und das ist die versteckte Klausel, werden aber erst nach beendigtem Aufenthalt ausbezahlt. Ich würde nun gegen den Aufenthalt nichts einzuwenden haben, aber die Sache ist die: Ich verehre Fräulein Halden, Du weißt, die junge Schauspielerin vom Deutschen Theater; und sie scheint mir auch Avancen zu machen; als selbstverständlich nimmt sie jedoch an, daß ich, gleich ihr, jetzt nach Wiesbaden gehe, wo sie gastirt. Wenn ich das nicht thun wollte . . . ich weiß nicht, was sie dazu sagen würde. Nach Rummelsroda zu gehen, ist mir also unmöglich. Die fünfhundert Mark schießen zu lassen, möchte ich aber auch nicht. — Was soll ich thun?"

Der Arzt überlegte. Nun war's an ihm, im Zimmer umherzuwandern. Endlich blieb er stehen: „Ich hab's. Die guten Leute in Rummelsroda kennen Dich doch nicht?"

Der Dichter verneinte.

„Nun wohl, so werde ich an Deiner Stelle nach Rummelsroda gehen. Vier Wochen Landaufenthalt werden mir ganz dienlich sein, und die fünfhundert Mark, die man mir zum Schlusse einhändigen wird, kriegst Du umgehend von mir zugesandt. — Allerdings meine Patienten . . ."

Der Schriftsteller lächelte malitiös. „Deine Patienten? — mein kleiner Neffe kann sie zählen, und der kennt die Zahlen nur bis zur fünfzehn."

„Wenn Du faule Witze machen willst . . ."

— — Der Arzt war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen.

Erhard winkte ab. „Laß man, ich bin Dir sehr dankar und mit der Sache einverstanden, aber vorher mußt Du für die Rummelsrodaer einen Dichterhabitus annehmen. „Du, mit dem abrasirten Kopf," er zeigte auf des Freundes auf drei Millimeter geschnittenes Haar, „mußt Dir vor allen Dingen die Haare wachsen lassen, so schnell wie möglich. Ferner kaufe Dir einen Schlapphut und eine rothe Ueberbrettlweste und eine Künstlerkravatte, dann kannst Du vielleicht halbwegs aussehen, wie ein moderner Dichter. Vor allen Dingen aber kaufe Dir meine ungesammelten Werke für zwanzig Mark."

Der Arzt war schreckensbleich geworden:

„Deine Werke — kaufen?"

Der Dichter beruhigte ihn: „Du brauchst sie ja nicht zu lesen."

Man unterhielt sich noch ein Stündchen über den Gegenstand und brachte die Angelegenheit vollends in's Reine.

Einige Wochen später reiste Schröder nach vorheriger Anmeldung nach Rummelsroda.

Feierlich ward er von dem Männergesangverein empfangen. Der Dirigent der Stadtkapelle hatte einige der Erhard'schen Lieder in Musik gesetzt, und der Verein sang sie. Es war eine eigenthümliche Musik, bald klang's nach Lohengrin, bald nach der Geisha, und der Schluß ertönte wie der Refrain der Gigerlkönigin, aber das störte die Weihe des Augenblicks nicht, man war gerührt und fand alles sehr schön.

Wunderbare Tage begannen jetzt für Schröder. Er ward angestaunt als „unser Dichter" und bei den Honorationen eingeführt und zu Tisch geladen. Man gab ihm zu Ehren Festessen, arrangirte Feste, italienische Nächte — kurz ganz Rummelsroda war verrückt geworden.

Der Aufenthalt wäre ihm auf die Dauer doch ermüdend gewesen, wenn er nicht in die Familie des Vorsitzenden des Rummelsrodaer Männergesangvereins eingeführt worden wäre. Dieser Präsident besaß eine Tochter — eine Tochter, bei deren Anblick Paul's Herz höher schlug. Bildhübsch, jung, etwas phantastisch, aber unverdorbenen Gemüthes — ganz sein Fall. Und diese Anni Böhme schien auch ihn recht gern zu sehen; zwar kam es ihm vor, als wenn ein gut Theil ihrer Verehrung dem Dichter gälte; aber trotzdem — er war doch ein ganz hübscher Mensch, warum sollte ihm seine Werbung nicht gelingen.

Eines schönen Abends, die Nachtigallen schlugen und die Linden dufteten in der üblichen Weise, da konnte er nicht mehr an sich halten, fiel ihr mit Pathos zu Füßen und erklärte ihr seine Liebe. Erröthend und mit einiger Mühe — er wog an achtzig Kilo — hob sie ihn zu sich empor und schmiegte ihr blondes Köpfchen an seine breite Dichterbrust. Zärtlich erwiderte sie seine Küsse. Während einer kurzen Ruhepause hob sie die Augen zu ihm empor und flötete: „Wie singst Du doch so schön in einem Deiner herrlichen Gedichte:

„Wenn ich einmal ein Weib gefunden,
Dem ich von Herzen zugethan . . ."

sie stockte und sah ihn fragend an: „Wie geht's weiter, Geliebter — schnell — schnell?"

Er war in tödtlicher Verlegenheit und fluchte auf sämmtliche Dichter der Welt, besonders auf seinen Freund Hans Erhard. Ihr jetzt alles gestehen, in dieser weihevollen Stunde, das hätte alles verderben können; darum stotterte er nur hervor: „Ich weiß nicht; ich weiß wirklich nicht."

Erstaunt und befremdet trat sie einen Schritt zurück: „Du weißt es nicht?"

Er hatte aber seine Fassung bereits wiedergefunden und warf sich in die Brust: „Nein; überhaupt wir Dichter, wenn wir 'mal was geschrieben haben, dann ist's für uns erledigt, dann nehmen neue, große Gedanken uns sofort wieder in Anspruch."

Das leuchtete ihr ein. Ihr Liebesspiel begann auf's Neue.

Am anderen Tag warf sich Dr. med. Paul Schröder in die nöthige feierliche Uniform: Frack, Klack, Lack und stolperte zu Herrn Böhme. Er traf's glücklich, die ganze Familie, Vater, Mutter, Tochter, waren zu Hause. Die alte Frau Böhme schien nicht ganz unvorbereitet. Als Schröder seine Bewerbung vorbrachte, fiel sie durchaus nicht vor Ueberraschung um, sondern lächelte — zufrieden; auch Herrn Böhme's Gesicht strahlte vor Wonne: ein Dichter in der Familie, das gab Relief. Ha, wie das klang, wenn er sagte: mein Sohn, der Dichter; sämmtliche Bewohner von Rummelsroda und Umgegend würden vor Neid bersten. In gerührtem, salbungsvollem Tone gab er die Einwilligung. Er werde ihm zwar schwer, sich von seinem Kinde zu trennen — die Mutter weinte ein paar Tränen und schluchzte — aber das sei nun einmal Gottes Bestimmung und dergleichen. Der Vater gab seinen Segen, die Mutter gab ihren Segen — ein Kußbombardement — und Schröder war glücklich verlobt.

Als man beim Verlobungsmahl saß, meinte Vater Böhme in plötzlicher Eingebung: „Wissen Sie, lieber Schwiegersohn, da Sie nun doch einmal ein Dichter sind, so könnten Sie uns doch eigentlich zum morgigen Stiftungsfest unseres Männergesangvereins ein schwungsvolles Gedicht schreiben."

„Aber ich kann ja gar nicht dichten!" entrang es sich dem Munde des Gepeinigten.

„Er ist verrückt geworden," schrie der Schwiegervater entsetzt; „er weiß nicht mehr, daß er dichten kann."

Die Braut kreischte vor Schrecklaut auf und sah den Unglücklichen scheu von der Seite an.

Schröder faßte einen heroischen Entschluß:

„Nein, nein, meine Herrschaften, ich bin nicht verrückt geworden, im Gegentheil, ich bin ein ganz gesunder Junge, so gesund, daß ich nicht einmal Gedichte mache." Und nun erzählte er, erst mit stockender Stimme, dann mit freierem Herzen, den erstaunt aufhorchenden Böhmes eine Geschichte, wie man Dichter wird. Als er geendet, sah er verstohlen seine Braut an. Sie bemerkte es und trat auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Daß Du kein Dichter bist, ist zwar ein großes Unglück, aber ich habe Dich auch so lieb."

Erleichtert athmete der Arzt auf, während der alte Böhme wie eine hungrige Hyäne auf und ab lief: „Aber Menschenskind, Unglückswurm, Schröder, aus der Verlobung kann ja gar nichts werden, was soll ich denn meinen Rummelsrodaer Mitbürgern sagen, die Sie nur als Dichter Hans Erhard kennen?"

„Ach, wenn's weiter nichts ist." Der praktische Arzt war wieder oben auf. „Wir halten einfach die Verlobung geheim, bis mir die fünfhundert Mark ausgehändigt sind, und alles andere wird sich schon finden."

Und das andere fand sich auch. Der Rummelsrodaer Gesangverein machte zwar „in corpore" ein sehr saueres Gesicht, als er von der Täuschung erfuhr, tröstete sich aber bald, da sich der wirkliche Dichter auf Schröders telegraphische Anfrage bereit erklärte, im nächsten Jahre seine Flitterwochen in Rummelsroda zu verleben, zur Hebung des Rummelsrodaer Fremdenverkehrs.

Am Ende des Monats.

„Wieviel Uhr haben Sie, Herr Studiosus?"

„Aber Fräulein Lina, wie können Sie so indiskret fragen?"

Genau.

Arzt: „Wo haben Sie denn Schmerzen?"

Professor der Geographie: „Am Fuße, nördlich der Ferse."

Eine heitere Prüfung.

Humoreske von Walter Michel.

In seinem Studierzimmer saß der Herr Professor Claudius und suchte in einem Folianten Stoff aus für das Examen des Kandidaten, welchen er erwartete. Während er noch damit beschäftigt war, wurde an die Thür geklopft.

Es trat ein junger Mann im schwarzen Frack ein.

„Herr Professor, ich — —"

„Erlauben Sie mal, Herr, man fällt doch nicht so mit der Thüre ins Haus," sagte der Professor.

„Wie heißen Sie?"

„Gustav, Herr Professor."

„Vaters Namen!"

„Gustav Pahlke, Herr Professor, ich —"

„Nun warten Sie doch ab. Uebrigens kommen Sie mir sehr bekannt vor —"

„Ja, Herr Professor, ich — —"

„Ich weiß, ich weiß, Sie haben meine Vorlesungen fleißig besucht, das kann ich Ihnen attestiren. Nun werde ich Sie also in der Geschichte prüfen. Was wissen Sie von Karl dem Dicken?"

Der junge Mann blickte den Professor verstört an.

„Er ist offenbar nicht gut vorbereitet," dachte der Professor.

„Nun," wiederholte er, „was wissen Sie von Karl dem Dicken?"

„Ach, der dicke Karl — ja, von dem weiß ich so manches, aber ich weiß nicht, ob ich es sagen darf — er betrank sich alle Tage, und seine Frau wollte sich auch von ihm scheiden lassen — —"

„Vielleicht wissen Sie mehr von Karl dem Einfältigen," meinte der Professor ironisch.

„Ja, ich weiß nicht," stotterte der Gefragte, „es giebt so viele Karls, die man nicht recht unterscheiden kann. Da war z. B. einer, der immer alle Gläser zerschlug —"

„Mann," unterbrach ihn der Professor entrüstet, „Sie wollen doch nicht etwa dumme Scherze machen?"

„Bewahre, Herr Professor, ich wollte Sie nur fragen —"

„Das wäre ja noch schöner," unterbrach ihn der Professor erzürnt, „Sie haben hier gar nichts zu fragen, sondern nur ich. Nun sagen Sie mir, welchen Einfluß hatte der Tod Ludwig des Kindes auf die Geschichte Frankreichs?"

„Herr Professor, ich kenne gar kein Kind, das Ludwig heißt, aber . . ."

„Sie können mir ja keine Frage beantworten."

„O bitte, Herr Professor, fragen Sie doch nur."

„Was wissen Sie von Barbarossa?"

„Barbarossa hat Pleite gemacht, jetzt heißt es Cafe Müller."

Der Professor sprang empört auf. „Das geht mir denn doch zu weit — oder" — den gefragten jungen Mann anblickend — „sollte es bei Ihnen nicht ganz richtig sein?"

„Herr Professor, so etwas hat mir noch nicht niemand gesagt."

„Mensch, Sie wollen ein Kandidat von der Philologie sein?"

„Nein, Herr Professor, ich bin nur der Kellner vom Moser'schen Weinerestaurant."

„Ach richtig, Sie sind ja der Gustav — drum kamen Sie mir so bekannt vor. Aber wie kommen Sie nur auf die Idee, sich in der Geschichte prüfen lassen zu wollen?"

„Ich wollte ja gar nicht, Herr Professor, ich wurde nur hinübergeschickt, um Sie zu fragen, ob Sie nicht mit dem Herrn Rath und dem Herrn Major eine Tarockpartie spielen wollen."

Das wachsende Glasauge.

In Ceylon erzählt man sich eine lustige Geschichte von einem Theepflanzer mit einem Glasauge. Er wollte eines Tages seine Pflanzung verlassen, wußte aber, daß die Eingeborenen mit der Arbeit aufhören würden, sobald er nur fort wäre. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er rief die Leute zusammen und sagte folgendes zu ihnen: „Ich selbst werde abwesend sein, aber ich lasse eines meiner Augen hier, das Euch bei der Arbeit beaufsichtigen wird." Dann nahm er zum größten Staunen der Eingeborenen sein Glasauge heraus und stellte es auf einen Baumstumpf. Einige Zeit arbeiteten die Eingeborenen wie die Elephanten, da sie sich von dem Auge bewacht glaubten. Dann aber kam einem der Eingeborenen ein sehr glücklicher Einfall. Er stellte einfach sein Eßgeschirr über das Auge. Als die Eingeborenen nun sahen, daß sie nicht mehr beobachtet wurden, legten sich alle hin und schliefen friedlich

Parirt.

Dame (der ein Herr eben einen Kuß geraubt): „Herr Doktor, Sie vergessen sich!" — Herr: „Aber Fräulein Bertha, wie kann ich in Ihrer Gegenwart noch an mich denken?!"

Malitiös.

„Wie ich meinen Mann kennen lernte? O, uns hat ein Spiel des Zufalls zusammengeführt. Als ich einst an den Ufern des Bodensees promenirte, glitt ich an einer abschlüssigen Stelle aus, fiel in's Wasser und . . ."

„. . . ah und da ist der Herr Gemahl auch 'reingefallen?!"

Wer hat recht?

Alter Student (zu seinem Leibfuchsen): „Da schreibt mir mein Alter: „Lieber Sohn, wenn Du so fortfährst, wirst Du nicht mehr lange Student sein," und letzthin beim Rigorosum sagte mir der Rektor: „Wenn Sie so fortfahren, werden Sie ewig Student bleiben." Jetzt möcht' ich nur wissen, wer von beiden recht haben wird?"

Ein Geschäftsgenie.

Maler: „Möchten Sie sich nicht auch 'mal bei mir malen lassen?"

Dame: „Sie scherzen wohl? — ich mit meinen drei Centnern!"

Maler: „Das macht nichts; ich male Sie einfach in Pastell, da werden Sie leicht und duftig wie 'ne Sylphide; zum Fortblasen sag' ich Ihnen!"

Ganz einfach.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen soll, meinen Mann mehr zu Hause zu halten!"

„Kaufen Sie ihm ein Automobil!"

„Aber dann ist er ja noch mehr draußen!"

„Doch nicht! Mein Mann hat sich neulich eines angeschafft, und der Arzt meinte, er müßte mindestens drei Monate zu Hause bleiben!"

Der liebe Durst.

Arzt: „Haben Sie über Durst zu klagen?"

Patient: „Nein, Herr Doktor, über den freu' ich mich immer!"

Ein Wiedersehen.

Gräfin: „Also Sie sind Baronesse v. Prillwitz; wir waren nämlich vor 18 Jahren zu Ihrer Taufe auf Schloß Hochburg. Nein, wie Sie sich verändert haben!"

Sicherer.

Er: „. . . Wirst Du mich auch nicht vergessen während meiner Abwesenheit?"

Sie: „Gewiß nicht, Arthur!"

Er: „Pump' mir doch lieber noch 100 Dollars!"

Summarisch.

„Wer ist denn der Herr da am Nebentisch?"

„Ach! Das ist der Komponist Klimperinsky, der der Welt seit lange eine Oper und mir fünf Dollars schuldig ist!"

Eigenthümliche Logik.

„Kellner, was ist mit dem Wein passirt? Der schmeckt ja nach Propfen!"

„Bitt' um Entschuldigung, ich hol' gleich einen ander'n — Propfen!"

Vorurtheillos.

„Glauben Sie wirklich, daß es ein Unglück bedeutet, wenn Dreizehn bei Tische sitzen?"

„Hm . . . wenn nur für Zwölf gekocht ist — allerdings!"

Raffinirt.

„Warum läufst Du denn immer mit Deinem Momentapparat umeinander?"

„Ganz einfach, weil dann alle schönen Mädel stehen bleiben und die wüsten vor mir davon laufen!"

Das Wichtigere.

A.: „Waren Sie auf Behrend's Hochzeit?"

B.: „Nein, sie ist ja verschoben worden. An dem dazu bestimmten Tage fand ein großes Damen-Rennen statt und das mußte die Braut doch mitmachen."

Eine koulante Schwiegermutter.

Freier: . . . Frau Meyer, Ihr Mädel wär' mir schon recht — aber 100 Dollars sind halt doch zu wenig Mitgift!"

Marktfrau: „Nun, dann geb' ich Ihna halt noch a' scheene Gansleber d'rauf!"

Erste Arbeit.

Student (im Bette sich umdrehend und auf die Uhr blickend): „Was, schon 11 Uhr und ich habe noch gar nichts gearbeitet. Da muß ich doch schnell einen Schoppen Bier trinken."

Er kennt sie.

Frau: „Na, Männchen, was soll ich denn heute Mittag kochen?"

Mann (mürrisch): „Ach, frage doch nicht erst lange, wenn ich auch was bestelle, das ich gern esse, wenn's fertig ist', ist's doch immer was, das Du gern ißt."

Beim Kaffeeklatsch.

Frau A. (spitzig, um ein mitanwesendes „spätes Mädchen" zu kränken): „Meine Töchter gehen weg wie warme Semmeln!"

Altes Mädchen: „Ja, aber wer sie nimmt, bekommt sie bald satt."

Im Zorn.

Mann: „. . . Der nichtsnutzige Kerl soll sofort hereinkommen!"

Frau: „Aber warum denn?! Du bist ja ohnedies schon sehr aufgeregt!"

Mann: „Er soll nur hereinkommen, damit ich ihn hinausschmeißen kann!"